

Schlaraffenland Mozarteum?

REINHART VON GUTZEIT

Auch am Mozarteum wird derzeit, wie an allen anderen österreichischen Universitäten, über die Einhebung von Studiengebühren beraten. Die Argumente, die dafür sprechen, werden durchaus gesehen und abgewogen, wobei sofort die Forderung nach einem ordentlich bemessenen Stipendiensystem zum Abfedern sozialer Härten in den Blick kommt. Allerdings: Wenn Wissenschaftsminister Karlheinz Töchterle die Universitäten massiv zur autonomen Festsetzung von Studiengebühren ermuntert und der Bundeskanzler gleichzeitig heftig davor warnt, ist das für Entscheidungsprozesse der zuständigen Gremien alles andere als hilfreich.

Ich halte es im Übrigen für ein politisches Pflichtversäumnis, wenn die Frage der Studiengebühren nicht durch Gesetzgebung für alle Universitäten einheitlich geklärt wird – zumindest in der Form eines gesetzlichen Rahmens. Wenn wir hier zu unterschiedlichen Regelungen kommen – hinsichtlich der Frage, ob überhaupt Gebühren festgesetzt werden wie auch in Bezug auf deren Höhe – entsteht großes Konfliktpotenzial innerhalb der Universitäten und für die Beziehungen der Universitäten untereinander. Wie könnten die Studierenden der einen Universität akzeptieren, dass sie (hohe) Gebühren entrichten müssen, während die Finanzierung anderswo auch ohne ihren Beitrag gelingt? Wie werden jene Universitäten von der Regierung finanziell behandelt, deren Gremien einer vom Rektorat vorgeschlagenen Gebührensatzung nicht zustimmen?

Kosten Kunstuniversitäten zu viel?

Musik- und Kunstuniversitäten sind nicht die teuersten Hochschulen, gehören aber hinsichtlich der Kosten eines Studienplatzes zum Spitzenfeld. Das liegt vor allem daran, dass wesentliche Teile des Studiums künstlerischen Einzelunterricht erfordern. Die erfolgreiche Arbeit an den handwerklichen

In der „Zeit“ wurde Österreich kürzlich als „Schlaraffenland der Billigbildung“ bezeichnet und dabei die Universität Mozarteum als Paradebeispiel zitiert, weil sich hier angeblich wohlhabende Amerikaner und Japanerinnen tummeln und dennoch wolle die Universität keine Studiengebühren kassieren – ein Zerrbild der Realität.



Rektor Reinhart von Gutzeit Bild: S.N.C. SCHNEIDER

und interpretatorischen Problemen eines Pianisten oder einer Sängerin ist nur möglich, wenn der Professor wöchentlich für eine intensive individuelle Zusammenarbeit zur Verfügung stehen kann. Vorlesungen im größeren Hörsaal sind untypisch für unsere Arbeit. Darum haben Kunsthochschulen Betreuungquoten, wie man sie an einer allgemeinen Universität nicht kennt. Hierzu muss man sich bekennen, weil anderes nicht denkbar ist.

Aber sollte uns nicht gerade in Österreich die Kunst etwas wert sein? Der oberösterreichische Landeshauptmann Josef Pühringer weist gelegentlich und nur halb im Scherz darauf hin, dass Österreich, vielleicht mit Ausnahme des Skisports, nur auf einem Feld eine Weltmacht sei: dem der Musik. Es ist der Weltruf der österreichischen Musikkultur, der Menschen aus aller Welt nach Wien oder Salzburg führt – in die Staatsoper, zu den Festspielen oder eben zum Studium. Sollen wir die Studenten, vor allem jene aus den so genannten Drittländern, nun in besonderer Weise zur Kasse bitten? Gar kostendeckend, wie es von manchen jetzt erneut angeregt wird?

Ein schiefer Vergleich

In der „Zeit“ wird die Situation am Mozarteum mit jener an der Juilliard School in New York verglichen, wo Studierende 34.000 US-Dollar (ca. 26.000 Euro) im Jahr an Studiengebühren zu entrichten haben. Dieser Vergleich ist nicht seriös, da er das vollkommen andere Umfeld nicht berücksichtigt. Es gibt in den USA nicht jene Form öffentlicher Finanzierung für Kultur und für Bildung, die uns vertraut ist. Auch die Wiener Philharmoniker, auch die Staatsoper müssten ohne öffentliche Subventionen auskommen, wenn amerikanische Verhältnisse auf Österreich übertragen würden. Dem Fehlen staatlicher Subventionen steht in Amerika eine ausgeprägte Kultur des privaten Sponsorings gegenüber, die hierzulande nicht existiert. Dies gilt auch für Musikhochschulen: Auch in New York zahlen in Wahrheit nur wenige die volle Studiengebühr; die Hochschulen verfügen über enorme Stipendientöpfe aus priva-

ten Quellen. Unser Vergleichsfeld aber ist Europa, vor allem der deutschsprachige Raum, und hier gibt es keine Musikhochschule, die mehr als 1000 Euro Studiengebühr von ihren Studierenden verlangt.

Ein unausrottbares Klischee?

Am Mozarteum sind regelmäßig mehr als 60 verschiedene Nationalitäten vertreten. Damit nimmt das Haus unter den österreichischen Universitäten den Rang 1 beim Kriterium „Internationalität“ ein. Darauf sind wir stolz, aber zugleich müssen wir uns mit einem immer wieder bedienten Klischee auseinandersetzen: die Universität Mozarteum als eine Kunsthochschule anzusehen, die vor allem für asiatische Studentinnen aus reichem Hause tätig ist. Die Wirklichkeit sieht anders aus: Fast die Hälfte unserer Studierenden stammt aus Österreich, mehr als 80 Prozent aus der EU. Und es ist zu bedenken, dass alle EU-Bürger hinsichtlich möglicher Studiengebühren nicht anders zu behandeln sind als Österreicher.

Und jene knapp 20 Prozent aus den sogenannten Drittstaaten (verschiedener Kontinente) sind keineswegs allesamt Kinder aus reichen Häusern. Es sind viele südeuropäische junge Künstler darunter, und auch unter den asiatischen Studierenden, die exakt zehn Prozent der Studentenschaft ausmachen, gibt es nicht wenige, denen die Finanzierung ihres Studiums erhebliche Sorgen bereitet.

Die Studierenden aus Drittländern haben es schon deshalb schwer, weil sie seit der Änderung des Fremdengesetzes erhebliche verfügbare Mittel nachweisen müssen, um überhaupt eine Aufenthaltsgenehmigung zu erlangen. Dennoch erscheint vielen am Mozarteum vertretbar, diese Gruppe mit einer besonderen Studiengebühr zu belasten, so wie es in der Vergangenheit – mit exakt dem Doppelten des für Inländer geltenden Betrages – der Fall war. An volle Kostendeckung zu denken, ist jedoch völlig unrealistisch. Und das nicht nur, weil der nächste Schritt dann in der Luft läge: die Empfehlung, möglichst viele Studierende aus fernen Ländern aufzunehmen und damit alle finanziellen Probleme aus der Welt schaffen.

Harte Zeiten für Musikstudenten

Mozarteum-Professor Hans Gansch (Bild) macht sich Sorgen um die Jungtalente: „Die Chancen auf eine gute Orchesterstelle werden immer geringer.“

Er war Solotrompeter im Bruckner Orchester Linz, im ORF-Symphonieorchester, im Wiener Staatsopernorchester und bei den Wiener Philharmonikern. Er erhielt Preise für CD-Einspielungen und konzertierte als einer der besten Trompeter Österreichs erfolgreich im In- und Ausland. Seit mehr als 15 Jahren ist Hans Gansch nun Professor an der Universität Mozarteum Salzburg und als solcher ein aufmerksamer Beobachter der Konzert- und Ausbildungsszene – die ihm zunehmend Sorgen bereiten. „Seit langem denke ich darüber nach, wie man eine Diskussion über die Berufschancen unserer Musikstudenten anregen könnte“, erklärt Hans Gansch, der sowohl Lehrende und Studierende, als auch Dirigenten, Konzertveranstalter, Konzertsaalbesitzer und Politiker in der Verantwortung sieht.

UN: Beginnen wir mit einem Rückblick. Wie verlief in Ihrer Jugend der Weg vom Studenten zum Berufsmusiker?

Hans Gansch: Als ich im Alter von 21 Jahren meine erste Solotrompetenstelle im Brucknerorchester Linz gewann, studierte ich gerade im 3. Semester am damaligen Brucknerkonservatorium. Es war mein erstes Probeispiel, und mehr als die sieben eingeladenen Kandidaten hatten sich vermutlich gar nicht beworben. Ich bekam die Solotrompetenstelle, der Zweitplatzierte die ein Jahr später frei werdende stellvertretende Stelle. Das waren noch Zeiten! Man war talentiert, gewann eine Stelle und wuchs gemächlich ins Orchesterle-

ben hinein. Die Kollegen waren nachsichtig und verständnisvoll, sodass man in Ruhe Routine sammeln konnte. Man hatte Geld, Selbstvertrauen und blickte voll Zuversicht in die Zukunft. Davon können die heutigen Studenten nur träumen.

UN: Wieso sind die Zeiten so viel härter geworden?

Gansch: Der Markt ist heiß umkämpft. Für jede Stelle bewerben sich meist über 100 bestens vorbereitete Studentinnen und Studen-

ten. Nur ein Teil davon – meist zwischen 30 und 40 Bewerber – wird eingeladen, und oft wird die Stelle aus fadenscheinigen Gründen gar nicht besetzt.

UN: Warum ist das so? Es gibt doch ein riesiges Konzertangebot allerorts. Warum gibt es dann so wenig freie Orchesterstellen?

Gansch: Das hat mehrere Gründe. Es gibt mittlerweile sehr viele Jugendorchester, die einen Großteil des Konzertangebotes bestreiten. Die jungen spielbegeisterten Musiker

spielen spottbillig bis gratis, weil sie froh sind, überhaupt auftreten zu dürfen. Und diese billigen Jugendorchester sind natürlich sehr beliebt – bei den Veranstaltern, bei den Dirigenten (diese dirigieren sonderbarerweise nicht gratis – ganz im Gegenteil) und natürlich auch bei stolzen Eltern und Verwandten, welche die Konzerte zum Teil mit ihren Eintrittskarten mitfinanzieren.

UN: Was hat das für Konsequenzen?

Gansch: Vielen Berufsorchestern wird dadurch ganz schön das Wasser abgegraben, also werden diesen die Mittel gekürzt, wo es nur möglich ist. Stellen werden eingefroren oder ganz gestrichen. Viele Orchester sind aufgelöst worden.

UN: Und die verbleibenden Orchester?

Gansch: Dort werden immer mehr Stellen durch Praktikanten, die nur in etwa die Hälfte kosten, und Musiker der Orchester-Akademien ersetzt. Was als Förderung junger Musiker verkauft wird, ist aber in Wirklichkeit eine Blockade ihrer Zukunft. Die Jugendorchester sind Spielwiesen für Dirigenten sowie eine gute Einnahmequelle für Veranstalter, Saalvermieter und dergleichen. Ich finde es traurig, dass die Gewinnsucht einzelner Mächtiger alles zu dominieren scheint und ein Großteil der jungen Menschen dabei auf der Strecke bleibt. Die Welt ist reich genug, es ist nur eine Frage der Verteilung. Ich wünsche unserer Jugend eine gerechtere Welt, in der der Mensch im Mittelpunkt steht.



Bild: S.N.C. SCHNEIDER